



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Erinnerungen**

**Tirpitz, Alfred von**

**Leipzig, 1919**

Dreizehntes Kapitel. Unter dem Kaiser

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

## Dreizehntes Kapitel

### Unter dem Kaiser

Bei der schier unermesslichen Fülle von Liebe, Verehrung und verfassungsmäßiger Macht, welche Wilhelm I. seinem Enkel hinterlassen hatte, war der Kaiser die entscheidende Persönlichkeit, von der das Gelingen des großen Versuches abhing, Deutschland geistig und materiell eine selbständige Geltung neben dem die Welt polypengleich erraffenden Angelsachsenthum zu erringen. Wilhelm II. hatte die Notwendigkeit, hiernach zu streben, schon zur Zeit der Erkrankung seines Vaters erkannt, wie ich bei der Überfahrt zum Jubiläum der englischen Königin sehen konnte. Seine Gedanken umfaßten schon damals alle mit der See zusammenhängenden Lebensbedingungen Deutschlands.

Während aber die Geschäftsgebarung unter unserem unvergeßlichen alten Kaiser sich durch Klarheit und Festigkeit charakterisierte, war das, was bei Wilhelm II. mehr in den Vordergrund rückte, die Anregung. Bei seiner schnellen Auffassungsweise, seiner durch Einzeldrucke leicht ablenkbaren Phantasie und seinem Selbstbewußtsein lag die Gefahr nahe, daß unverantwortliche Einflüsse Impulse auslösten, die auszuführen unmöglich oder doch nicht im Einklang mit dem Gesamtvorgehen gewesen wäre. Für einen Mann in gehobener Stellung wird es stets eine schwierige innere Lebensarbeit bleiben, den Augenblickserfolg vom dauernden zu trennen. Denn verführerisch und niemals ganz trennbar spielt in das Wesenhafte das nur Dekorative hinein:

„Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?  
Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?“

Nun war aber Tatsachensinn die vornehmste Bedingung für das Gelingen des großen Versuches, und da der Kaiser mich als Gehilfen gewählt hatte, so erwuchs mir die persönliche Pflicht, die Stetigkeit des Kurses, den wir steuerten, zu wahren. Das lag an sich in meiner Natur. Man wird aber vielleicht verstehen, daß diese Pflicht unter den gegebenen

Verhältnissen nicht immer leicht zu erfüllen war. Die Veranlagung des Monarchen war der meinen entgegengesetzt. Manchen Persönlichkeiten wurde leicht im Lauf der Zeit das moralische Rückgrat gebrochen. Ich habe mich davor bewahren können. Der Kaiser glaubte wohl auch meine organisatorische Erfahrung nicht entbehren zu sollen; aber ich war ihm doch ein unbequemer Untergebener und habe als solcher alle Stadien der Gnade und Ungnade durchgemacht. Ein Bekannter sagte mir einmal, in solchen Lagen wie der meinigen wäre das „Stadium der leichten Ungnade“ das wünschenswerteste. Ich hatte selbstverständlich dem Kaiser zu lassen, was des Kaisers ist. Ich bemühte mich stets, erfüllbare Wünsche des Monarchen zu befriedigen, auch solche, die mehr in das Gebiet der Liebhaberei fielen, soweit ich sie namentlich finanziell beantworten konnte. Weniger Erfolg hatte ich darin, dekorative Veranstaltungen und Feste, Festlichkeiten wie die Kieler Woche und Schiffstaufen, etwas zurückzudämmen, da der Kaiser sie für nützlich für das deutsche Publikum hielt, während ich mehr ihre Wirkung im Ausland vor Augen hatte.

In allen wesentlichen Punkten, die den Aufbau der Flotte betrafen, mußte ich unbeugsam bleiben. Ich habe nicht immer alles äußern können, was ich dachte, habe aber dem Kaiser nur reinen Wein eingeschenkt.

Unter den Fragen, für welche der Kaiser Anregungen gab, und das waren freilich sehr viele, ragten technische Konstruktionen hervor, Gebäude, Küstenforts, vor allem aber Schiffe selbst. Die Fragen des Hineinpassens ins Ganze und des Geldes traten dann leicht zurück. Der Kaiser kannte die fremden Marinen gut und neigte mit deutschen Augen dazu, ihre Vorzüge stärker zu sehen als ihre Nachteile. Wer ihm Mißtrauen gegen die Qualität unseres eigenen Materials zutrug, fand stets williges Gehör. Er entwarf mit großem Talent und Eifer Skizzen von Schiffen, ließ sie vervielfältigen und verschenkte sie reichlich, wie bekannt auch dem Reichstag, der sie mit geteilten Empfindungen entgegennahm.

Daß eine mit Wissenschaftlern und Praktikern so ausgestattete Behörde wie das Reichsmarineamt über reichere Mittel für objektive Urteilsbildung als irgendein einzelner Mensch verfügte, wurde nicht gern anerkannt, den eigenen Beamten ein gewisses Maß von Mißtrauen zum Ausdruck gebracht. Man konnte vom Kaiser in technischen Dingen auch nicht das Urteil eines durchgebildeten Fachmannes ver-

langen. So mußte ich einmal sogar den Erfinder eines Perpetuum mobile, den der originelle alte Admiral Reinhold Werner dem Kaiser empfohlen hatte, empfangen und seine „Maschine“ vorführen lassen, bis der vom Kaiser dazugeladene Emil Rathenau dem Wundermann seinen Nimbus nehmen durfte.

Ohne den Kaiser wäre die Entfremdung Deutschlands von der See und den mit ihr verbundenen Interessen und Kulturaufgaben nicht überwunden worden; das bleibt sein geschichtliches Verdienst. Auch sonst haben seine Anregungen vielfach Nutzen gestiftet. Nachteile nach außen waren die große Betonung von Zielen und Erfolgen und im Innern das dauernde Zusammentreffen persönlicher Betätigungstrieb mit den eigentlichen Aufgaben der Landbehörden und der Flotte. Das Reichsmarineamt hatte neben seiner übergroßen Arbeit noch häufig die Pflicht, Vorkonstruktionen auszuarbeiten für Entwürfe des Kaisers, die vielfach an inneren Widersprüchen litten. In den letzten Jahren vor dem Krieg war dem Kaiser beispielsweise bekanntgeworden, in wie hohem Grade die verbesserte Schießleistung auf See und die großen Schießweiten moderner Geschütze es den Torpedobooten erschwerten, in der Tagsschlacht an den Feind heranzukommen. Er begeisterte sich nun für ein Idealschiff, welches schwer gepanzert, schnell und mit vielen Torpedorohren armiert wäre, um den Torpedobooten ihre Aufgabe abzunehmen. Abgesehen davon, daß Schnelligkeit und schwere Panzerung bei einem großen Schiff in starkem Wettbewerb stehen, hätte die unter Wasser anzulegende Torpedoarmierung die Maschinen- und Kesselräume größtenteils weggenommen. Die Konstruktionsbedingungen fraßen sich gegenseitig auf. Wir machten uns aber dem erhaltenen Befehl gemäß an die Arbeit, und bei der Unmöglichkeit eines brauchbaren Ergebnisses entstand in der Behörde für dieses Projekt der Name Homunculus. Als ich dann in Rominten Gelegenheit hatte, die Entwürfe vorzulegen und zu erläutern, verzichtete der Kaiser auf seinen Gedanken und nahm meine Begründung an. Ich erhielt zur Belohnung die Erlaubnis, einen Hirsch zu schießen, so daß ich die Klärung der Atmosphäre meinem sorgenvoll in Berlin sitzenden Chef der Zentralabteilung mit den Worten melden konnte: „Hirsch und Homunculus tot.“

Es war zur Übung geworden, daß ich alljährlich für die letzten Septembertage zum Vortrag nach Rominten fuhr. Waldluft und ver-

hältnismäßige Unge störtheit bekamen dem Kaiser gut. Er war dort ruhiger und gesammelter, als es im großen Getriebe der Welt oder auf Reisen für ihn möglich war. In Rominten fand ich beim Kaiser Anhören und Erwägen aller Gründe, kein Ausbrechen in plötzliche nervöse Erregung, wie es sonst wohl vorkam und sich in einer gewissen Unruhe der Augen ankündigte. Bei solchen Erscheinungen pflegte ich alle wichtigen Entscheidungen stillschweigend unter den Tisch fallen zu lassen. Mit eiligen Fragen war dies freilich nicht immer ausführbar. Ich habe mir die Meinung gebildet, daß die Konstitution des Kaisers dem Druck der Verantwortung nicht gleichmäßig gewachsen war. Jedenfalls hat der Kaiser sowohl beim Ausbruch wie während des Krieges mehrmals vor gesundheitlichen Zusammenbrüchen gestanden, die den Ärzten Sorge machten. Damit hängt es vielleicht auch zusammen, daß er mit zunehmenden Jahren immer mehr geneigt wurde, den schwachen Naturen in seiner Umgebung nachzugeben.

Man mußte den Kaiser unter vier Augen sprechen, da, wenn Dritte anwesend waren, sein eigenes wirkliches Urteil leicht abgelenkt wurde durch den von ihm stark gefühlten Drang, bei jeder eigenen Stellungnahme als Kaiser zu erscheinen. In diesem Umstand wurzelte die Macht der Kabinette.

Der Kabinettschef wohnte den dienstlichen Vorträgen des verantwortlichen Ressortministers bei, und es war natürlich, daß nach dessen Weggang der Monarch die Angelegenheiten mit ihm unter vier Augen besprach. Die Kabinettschefs brauchten also nur den richtigen Augenblick abzupassen und sich auf Phantasie und Temperament des Herrschers einzustellen, um ihrer Ansicht Geltung zu verschaffen. Es wird wenige Menschen geben, die in einer solchen Lage sich auf das ihnen allein zustehende Gebiet zu beschränken vermögen. Caprivi hat, wie er mir erzählte, nur einen Kabinettschef gekannt, der streng nach diesem Grundsatz verfahren wäre, nämlich den General v. Albedyll. Freilich hatte unser alter Kaiser ein starkes Empfinden für ressortmäßige Geschäftsbehandlung. Das Ubergreifen der Kabinettschefs in ihnen nicht zustehende Gebiete zeitigte Vorschläge, die nicht so abgewogen sind wie diejenigen der Verantwortlichen, die im Falle des Mißlingens selbst vor dem Riß stehen und die Frage, bevor sie an den Kaiser gebracht wird, durch den Apparat ihrer Behörde bearbeiten lassen. Ein zu langes Verweilen der Kabinettschefs in ihrer Stellung entsprach der

Scheu des Kaisers, seine gewohnte nächste Umgebung zu wechseln, entfremdete aber den mit dem höfischen Leben verwachsenen Mann der Front; in der Marine wenigstens herrschte das Empfinden vor, daß das Kabinett zu den vielfachen Mißgriffen auf seinem eigenen Gebiet, dem der Personalauswahl, dadurch kam, daß Admiral v. Müller immer mehr Hofpolitiker und immer weniger Soldat wurde.

Jeder Versuch der in verantwortlicher Stellung befindlichen Männer, dem Ubergreifen der Kabinette zu steuern, scheiterte schroff; denn da die Kabinettschefs die Form geschickt auf die allerhöchste Person zugeschnitten, blieb dem Kaiser die Vorstellung vom Kabinett als seinem bloßen Kanzlisten, der lediglich seinen Willen in Befehlsform zu bringen hätte. Bei Wortwechseln hat der Kaiser dies mir gegenüber mehrfach betont. Oft dachte ich an 1806. Besonders im Krieg ist der Nation die von der Kabinettsphäre ausstrahlende geringe Urteilskraft wieder zum Unheil geworden. Während ich unter Hohenlohe und Bülow eine natürliche und verfassungsmäßige Unterstützung gegen Übergriffe des Kabinetts fand, war bei Herrn v. Bethmann das Gegenteil der Fall.

Auffällig war mir, daß der Reichstag, sowohl sein demokratischer wie sein für die Monarchie ehrlich besorgter Flügel niemals den wesentlichsten Fehler des alten Regiments, nämlich den übermächtigen Einfluß der Kabinette bekämpft hat. Als es sich im Oktober 1918 darum handelte, dem Kaiser und dem Kanzler jede Macht zu nehmen, verfuhr der Reichstag unter Beiseiteschiebung der Geschäftsordnung mit stürzender Hast. Aber in den langen Jahren vorher hat sich die Demokratie niemals darum gekümmert, die Verfassung zu schützen. Vielmehr wurde das Beste, was wir hatten, nämlich die von rein sachlicher Staatsgesinnung getragene Arbeit der Ämter, um die uns jede Nation der Welt beneidete, tunlichst zwischen Demokratie und Kabinetten zerrieben; geschäftig-unproduktive Kräfte der verschiedensten Färbung sind in Deutschland immer darin einig gewesen, schöpferische Staatstätigkeit zu hemmen.

Es ist zu befürchten, daß viele, die ihre Pflicht, gegen den Kabinettseinfluß zu kämpfen, während der ganzen Regierungszeit unerfüllt gelassen haben, sich jetzt mit um so größerem Eifer darauf legen werden, das ganze alte Regierungssystem hinterher zu verdammen. Dabei dürften vermutlich die kaiserlichen Randbemerkungen eine Rolle spielen, deren Zahl unübersehbar ist, da der Kaiser gern den Marginal-

stift seiner Vorfahren verwendet hat. Um nun aber den geschichtlichen Wert oder Unwert dieser und ähnlicher Augenblickskundgebungen ermessen zu können, muß man den Kaiser sehr genau gekannt haben. „Auf meine Randbemerkungen darf man mich nicht festlegen“, hat er selber geäußert. Er war deshalb sehr erstaunt, als ich es einmal auf Grund einer solchen Randbemerkung für meine Pflicht ansah, meinen Abschied einzureichen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit äußerte der Kaiser, er pflege doch seinen anderen Ministern noch ganz andere Dinge zu sagen, ohne daß diese gleich daraus Konsequenzen zögen. Der Kaiser setzte eben stets voraus, daß seine verantwortlichen Ratgeber seine Äußerungen prüften und daß sie das dauernd Bedeutsame von bloßen Stimmungsausßerungen zu unterscheiden vermöchten. Im allgemeinen nahm auch der Kaiser begründete Einwendungen an.

Leider haben die Kabinette den Randbemerkungen des Kaisers zu einer übertriebenen Scheinbedeutung verholfen. Alle, auch solche, die man in den Ämtern nur als zu prüfende Anregungen auffaßte, wurden im Kabinett in derselben Art wie Bleistiftskizzen eines Künstlers chemisch fixiert. So wurde einer späteren Geschichtschreibung, welche die Verhältnisse nicht mehr aus eigenem Augenschein kennt, ein Material aufbewahrt, das, wenn es falsch bewertet werden sollte, geeignet erscheint, von der Persönlichkeit des Kaisers selbst, wie auch von der Art der Regierung unter ihm, ein recht verzerrtes Bild zu liefern.

Wenn ich den Kaiser allein sprach, habe ich mich grundsätzlich auf mein Ressort beschränkt. Dadurch blieb mein Einfluß auf seine Persönlichkeit freilich begrenzt, und ich verlor ihn gänzlich, als mir im Krieg die Möglichkeit vertraulicher Aussprache überhaupt entzogen wurde.

Ständiger Gast in Rominten war mein Amtsvorgänger, Admiral Hollmann, der bei meinen dortigen amtlichen Vorträgen neben dem Kabinettschef zugezogen wurde. Seine Ruhe und Sachkenntnis und sein persönliches Unbeteiligtsein wirkten wohlthuend, da ihn der Kaiser mit Recht als einen Freund, der seine Interessen wahrnahm, betrachtete. Wenn der Kaiser seine amtlichen Gehilfen nicht immer ebenso ansah, auch wenn sie an wirklicher Treue nicht zurückstanden, so ist mir von Männern, welche die Jugendjahre Wilhelms II. kannten, gesagt worden, daß sein Erzieher Hinzpeter ihm planmäßig Mißtrauen gegen seine künftigen Berater anerzogen habe. Ist das richtig, so hat Hinzpeter die damaligen preußisch-deutschen Verhältnisse verkannt, wenn

es auch notwendig bleibt, einem künftigen Herrscher Menschenbeurteilung anzuerziehen. Ich habe in meinem kleineren Tätigkeitsfeld immer gefunden, daß es besser ist und die guten Eigenschaften stärker zum Tragen bringt, wenn man einem Untergebenen nach vorangegangener Prüfungszeit rückhaltloses Vertrauen entgegenbringt. Wohl wird man dabei einmal auch bitter getäuscht.

Im Romintener Jagdhaus hatte der kaiserliche Haushalt mehr bürgerlichen Zuschnitt; es gab Hausmannskost an laubgeschmückter Tafel. Abends wurde oft gemeinsam vorgelesen. Zu den regelmäßigen Besuchern gehörte der Oberst der nächstgelegenen russischen Grenzgarнизон, dem im Scherz empfohlen wurde, Hirsche und Heide zu schonen, wenn er einmal einrücken sollte. In der Tat hat der Zar bei Kriegsbeginn den Befehl gegeben, Rominten nicht zu verwüsten. Von der Marine erwartete der „Oberste Jagdherr“ Waidmannsheil. Es hat aber Jahre gedauert, bis er mir die grüne Hofjagduniform verlieh. Ich wurde oft zur Pirsch in die herbstprangende Romintener Heide mitgenommen; aber während meines amtlichen Vortrags durfte kein Hirsch schreien, dafür sorgten meine guten Freunde, die Förster.

Die Kaiserin, deren regelmäßige Anwesenheit der Romintener Welt die besondere Farbe gab, beteiligte sich grundsätzlich nicht an politischen Fragen. Wenn sie aber im wahren Interesse ihres Gemahls glaubte, einmal eingreifen zu sollen, so tat sie es mit Charakter und meistens mit Erfolg. Ich gedenke der hohen Frau in wahrhafter Verehrung. Ihre Wesensart wurde von allen, welche den Vorzug gehabt haben, sie näher kennenzulernen, als ein Glück für das Land empfunden. Als der Kaiser nach den Meinungsverschiedenheiten, die zwischen ihm und Feldmarschall Hindenburg im Frühjahr 1915 entstanden waren, vom Westen nach dem Osten fuhr, ließ sich die Kaiserin, von Berlin kommend, in Halle an den kaiserlichen Zug mit einem Wagen anhängen und überraschte ihren Gemahl am nächsten Morgen. Das bekannte Bild, welches den Kaiser und Hindenburg in Posen vereinigt darstellt, ist von ihr aufgenommen.

Es ist vielleicht nicht richtig zu sagen, daß dem nachbismarckschen Deutschland die selbständigen Naturen an sich gefehlt hätten. Dennoch hat Haldane die Tragik, die über unserer Arbeit lag, richtig gekenn-



zeichnet, wenn er nach seinem Besuch 1912, wie mir erzählt worden ist, gesagt hat: es fielen ihm gegen früher auf, welcher Mangel an Charakteren in Berlin herrsche. Die beinahe religiöse monarchische Ergebenheit, welche die Person Wilhelms I. geschaffen hatte, ließ eine Freiheit der Meinungsäußerung und Charakterbetätigung bestehen, die später unter dem Einfluß der Kabinette mehr und mehr der Forderung reinen Gehorsams wich. Die Manneskraft, die 1866 und 1870, selbst 1848 an die Oberfläche getragen wurde, schien in der schweren Prüfung unserer Tage nicht in demselben Maße vorhanden oder doch nicht an den richtigen Stellen zur Wirkung gebracht.

---